

Illustrierte Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Winter im Engadin. Phot. Willy Schneider, Zürich.

Politische Uebersicht.

* Zürich, Mitte Januar 1914.

Das Jahr 1913 wird seine tiefen Spuren zurücklassen. Es hat Umgestaltungen herbeigeführt, die eine neue Epoche bedeuten, wenigstens für die Osthälfte unseres Erdteils. Das ganze Jahr hindurch befand sich die hohe Diplomatie in fieberhafter Tätigkeit, und so wenig man ihr sonst an Geschick und Fähigkeiten zutrauen mag, ist es ihr doch gelungen, den gefährlichen Brand auf seinen Herd zu beschränken. Das Deutsche Reich hat ein Jubiläumsjahr hinter sich: es feierte die 25jährige Regierung des Kaisers Wilhelm und — mit der Errichtung des Völkerschlachtdenkmal in Leipzig — die Erinnerung an die Befreiungskriege von 1813. Sein Wohlstand findet den sprechendsten Ausdruck in der trotz der Ungunst der internationalen Lage nie erreichten Höhe der Import- und Exportziffern. Es wird auch die Milliardenlast für die neue Wehrevorlage mit verhältnismässiger Leichtigkeit zu tragen vermögen. Unerfreuliche Erinnerungen knüpfen sich dagegen an den Krupp-Prozess, an die Wagges-Revolution in Zabern und ihre sehr ernstesten Begleiterscheinungen sowie an die verschiedenen außerordentlich schweren Zeppelin-Katastrophen.

Frankreich hat die dreijährige Dienstzeit wieder eingeführt, um der deutschen Wehrevorlage, mangels einer entsprechenden Rekrutenvermehrung, doch wenigstens etwas entgegenzusetzen. Präsident Poincaré befindet sich nun bereits ein Jahr im Besitz der Macht, die allerdings in seiner Stellung nur ein problematischer Begriff ist; dessen mußte er sich insbesondere bewußt werden bei dem zweimaligen Ministerwechsel Briand-Barthou-Doumergue,

von denen sich besonders der zweite durchaus nicht nach seinen Wünschen gestaltete.

In England schauen die Suffragetten auf ein erfolgloses Kriegsjahr zurück; die Hauptfrage der Regierung drehte sich um die Kolonie in Indien. Oesterreich erlebte die Redl-Spionageaffäre und den Sturz des panamistisch veranlagten ungarischen Ministerpräsidenten v. Lukacs. In Italien führten die unter starker Vermehrung der Wählermassen vorgenommenen Kammerwahlen zu einem großen Triumph des Ministerpräsidenten Giolitti. In Rußland be-

ging das Haus Romanow das dreihundertjährige Jubiläum seiner Herrschaft. Der Hauptherd der internationalen Beunruhigung blieb der Balkan, wo der Krieg noch in zwei neuen Auflagen sich fortsetzte: zuerst seitens der Verbündeten gegen die Türkei, der Adrianopel, Stutari und Janina noch abgenommen werden konnten, sodann der Verbündeten untereinander, wobei der größenwahnsinnige Störfried Bulgarien verdientermaßen die Kosten zu tragen hatte. Nachdem alle diese blutigen Auseinandersetzungen zu Ende geführt werden konnten, ohne daß Europa in Brand gesteckt wurde, ist kaum zu befürchten, daß die Schlußliquidation über Albanien und die ägäischen Inseln noch zu neuen und gefährlichen Verwicklungen führen werde.

In der neuen Welt hat Präsident Wilson das Zepter ergriffen und durch einen Druck auf den elektrischen Knopf die letzte Scheidewand zwischen Atlantischem und Indischem Ozean im Panamakanal gesprengt. Wenn nur nicht



Oskar Bider, der populärste Schweizerische Sozialiker.

eines schönen Tages durch dieses Loch die Gelben hereinfluten und unsere alte Kultur bedrängen. Juanschikai, Präsident der chinesischen Republik, hat sich auf dem Gipfel der Macht zu behaupten vermocht, und es wird ihm hoffentlich gelingen, das himmlische Reich zusammenzuhalten; denn lieber noch sehen wir den Chinesen als den Japaner in Ostasien herrschen. Am Südpol fand der tapfere Kapitän Scott samt seinen Begleitern den Tod, nachdem den Armen noch die bitterste Enttäuschung bereitet worden war: Amundsens Flagge auf dem mit Aufbietung der letzten Kräfte erstrebten Ziele!

Die Schweiz verzeichnete als Hauptereignisse die Genehmigung des Gotthardvertrages und die Eröffnung der Lötschbergbahn. Möge das nun angetretene Ausstellungsjahr ihr zu Ruh und Frommen gereichen!

* **Totentafel** (vom 21. Dezember 1913 bis 6. Januar 1914). Am 23. Dezember starb in Oberhofen bei Thun Großrat Johann Frutiger, Baumeister, im Alter von 66 Jahren. Frutiger hat eine große Anzahl von Bauten im Oberland ausgeführt; so war er beteiligt am Bau der Brünigbahn in den achtziger Jahren. Hierauf wurde ihm vom Staate die Erstellung der sogenannten Beatusstraße übertragen, jener romantischen Felsenstraße, die von Merligen nach Interlaken führt. Dann baute er die imposante Grimselstraße, die immer als ein technisches Meisterwerk betrachtet worden ist. Besonders aber wurde Johann Frutiger eine Autorität in der Konstruktion von Drahtseilbahnen. Seine ersten Erfahrungen auf diesem Gebiete sammelte er beim ersten größten Bauwerk dieser Art im Berner Oberland, bei der

Drahtseilbahn Thunersee-Beatenberg. Später führte er die Drahtseilbahn Interlaken-Hasler, die Niesenbahn, die Bahn

Siders-Montana, ferner Les Avant-Sonloup und endlich die Mürren-Allmendhubel-Bahn aus. Sein letztes Werk und Meisterstück waren die in viel bewunderter Raschheit ausgeführten Terrassierungen des Lötschberg-Bahnhofgebäudes Spiez.

Am 28. Dezember starb in Zürich Dr. J. Machwirth, Professor des Zahnärztlichen Instituts der Universität, im 65. Altersjahr.

Am 29. Dezember ebenfalls in Zürich Prof. Dr. Alfred Surber, langjähriger Lehrer am Gymnasium, im 58. Altersjahr.

Am 30. Dezember in Aarau, 69 Jahre alt, Fürsprech Goar Leonz Stierli, einer der bekanntesten und geluchtesten Anwälte des Kantons. Er war auch eine Zeit lang Mitglied und einmal Präsident des Großen Rates.

Am 1. Januar der Senior der Basler Ärzte, Dr. Wilhelm Bernoulli, im Alter von 79 Jahren. Er war während der großen Typhusepidemie in den Jahren 1863 bis 1867 Assistent am Basler Bürgerhospital, und nach dem Einzug der Bourbakiarmee wurde er Direktor des Absonderungshauses für die Blattenkranken. Lange Zeit war er auch Gefängnisarzt. Die Bedeutung des Verstorbenen lag in seiner Tätigkeit als hervorragender Botaniker; denn er war auf dem Gebiete der systematischen Botanik eine weithin bekannte Autorität.

Am 4. Januar in Lausanne im Alter von 64 Jahren Nationalrat und alt Pfarrer Justin Lagier, geboren 1850 in Aubonne. Er wurde am 7. Juni 1896 an Stelle von Ernst Decollogny in den Nationalrat gewählt. Er war Feldprediger des ersten Infanterieregiments von 1883 bis 1895 und Vertreter Nyons im Großen Rat von 1903 bis 1913. In der Bundesversammlung gehörte er der radikalen Fraktion an.



Kaiser Menelik im Staatsornat bei hohen Empfängen.

Menelik II. †

Menelik II., der Negus Negesti, der König der Könige von Aethiopien, der schon mehrmals totgesagt wurde, ist Ende letzten Jahres gestorben, und die amtliche Bestätigung seines Todes erfolgte seither von der Hauptstadt Abessinien. 61 Jahre ist Menelik (Menilek soll richtiger sein, gebräuchlicher aber ist Menelik) geworden, der im Jahre 1910 infolge schwerer Erkrankung auf den Thron verzichtete und diesen dem von ihm selbst zum Nachfolger bestimmten Enkel Lidj Jassu überließ, der heute 17 Jahre alt ist. Damit wurde der Plan der Kaiserin Taitu durchkreuzt, die ihren Schützling Ras Gurra zum Kaiser ausersehen hatte.

Die „Schweiz“ war schon wiederholt im Fall, ihren Lesern über den eigenartigen Beherrscher Abessinien, dem unser Landsmann Alfred Heinrich Ig als Minister lange Jahre treue Dienste leistete, Ausfühliches mitteilen zu können, so im Jahre 1905 (IX. Jahrgang, Seite 257/260) und 1910 (XIV. Jahrgang, Seite 206/208) durch U. Kollbrunner, der seinerzeit einen Teil Abessinien bereist hatte. Im Rahmen des heutigen Artikels sei nur in wenigen Sätzen das Lebensbild Meneliks gezeichnet, und wir folgen dabei im wesentlichen der deutschen Tagespresse, die Abessinien schon seit Jahrzehnten aus handelspolitischen Gründen große Aufmerksamkeit schenkt.

Menelik war als Sohn einer Sklavin am 18. August 1844 dem König Heila Meleket geboren und hatte sich durch unerbittliche Energie den Weg zum Thron, den er 1866 als Zwei- und zwanzigjähriger bestieg, gebahnt. Seit dem Jahr 1889, in welchem Jahr sein großer Widersacher Johannes im Kampf gegen die Mahdisten fiel, führte er den Titel eines Kaisers von Aethiopien. Rücksichtslos und hart bei der Niederwerfung widerstrebender Stämme zeigte der kluge Herrscher den Europäern ein starkes Entgegenkommen, öffnete, soviel an ihm lag, der Kultur die Wege und sein Land und bewies sogar religiöse Duldsamkeit. Sein Reich umfaßt 540,000 Quadratkilometer, entspricht also der Fläche nach ungefähr dem Deutschen Reich ohne dessen Kolonien, ernährt aber nur 4½ Millionen Einwohner, von denen mehr als drei Millionen der christlichen Kirche angehören; der Rest sind Mohammedaner und Juden hamitischen Ursprungs.

Menelik ist vielleicht der letzte wirkliche Kaiser von Aethiopien gewesen, und dieser alte und scheinbar gutmütige Herr hat sich oft diplomatischer gezeigt als alle Diplomaten. Und diesem diplomatischen Geschick verdankte er es, daß er nach dem Tode Johannes' alleiniger und unumschränkter Herrscher wurde, der nicht nur im eigenen Lande Ordnung hielt, sondern auch seine Herrschaft unter schwierigen Verhältnissen behauptete.

Drei europäische Mächte hatten nach und nach einen Halbkreis um Aethiopien gezogen; 1881 hatte Frankreich Obok am Roten Meer besetzt, ein Jahr später waren die Italiener in der Bai von Assab gelandet, und kurz darauf hatte England

seine Fahne in Berbera und Selah gehißt, nachdem es schon früher vom Süden her das aufstrebende Aethiopien zu umklammern gesucht hatte. 1889 hatte Menelik Eritrea als Kolonie anerkennen und das Bündnis von Utschalli mit den Italienern schließen müssen, durch das er das Protektorat Italiens über

Aethiopien annehmen sollte. Aber als dann die Italiener vier Jahre später das Protektorat tatsächlich zur Durchführung zu bringen suchten, da hat er sich mit großem Mut geschlagen. Bei Amba Madjchi und bei Mahalle wurden die Italiener überwältigt und in der verhängnisvollen Schlacht von Adua das italienische Expeditionskorps des Generals Baratieri vollständig geschlagen. Eritrea konnten die Italiener wohl noch halten, aber im Frieden von Adis Abeba mußten sie auf jede

Schutzherrschaft in Aethiopien verzichten. Seither hatte Menelik die unbotmäßigen Fürsten Aethopiens völlig unterworfen und war mit fast allen Großmächten in engere Verbindung getreten. Außer Rußland schickten 1897 und später auch Frankreich, das sich namentlich für den Bau einer Eisenbahn von Dschibuti nach Adis Abeba interessierte, England und Deutschland besondere Gesandtschaften nach Aethiopien. 1898 unterwarf Menelik im Süden den Ras Mangascha, gab Tigré an den zuverlässigeren Ras Makonnen, später an Ras Olié, den Bruder der Kaiserin, und brachte Aethopiens Macht auf eine nie geahnte Höhe.

1909 erlitt Menelik seinen ersten Schlaganfall, und an dessen Folgen und an einem alten Nierenleiden ist der Kaiser jetzt wohl auch gestorben. Nun wird aller Voraussicht nach sein Enkel Lidj Tassu die Regierung übernehmen, wenn auch von den zahlreichen Nebenfürsten Ueberraschungen zu erwarten sind. Lidj Tassu ist der Sohn eines der angesehensten Fürsten des Landes, des Ras Mitael, und nach aethiopischer Sitte schon seit sieben Jahren mit der Kaiserin Romana Wokt vermählt, einer Enkelin des berühmten Negus Jo-

hannes. Die Zukunft wird entscheiden, ob es dem Negus Lidj Tassu gelingt, seine Unabhängigkeit gleich seinem Vorgänger zu wahren. Später oder früher wird er um sie kämpfen müssen; denn Italien hat seine aethiopischen Pläne noch nicht aufgegeben.



Kaiser Menelik mit Thronfolger Lidj Tassu.

Aktuelles.

Kardinal Rampolla †. Eine der markantesten Persönlichkeiten des Vatikans, Kardinal Mariano Rampolla del Tindaro, der voraussichtlich der nächste Papst geworden wäre, starb überraschend plötzlich am 17. Dezember in Rom im 71. Altersjahr. Er stammte aus einer hocharistokratischen Familie Siziliens, absolvierte, schon früh für den geistlichen Stand bestimmt, seine

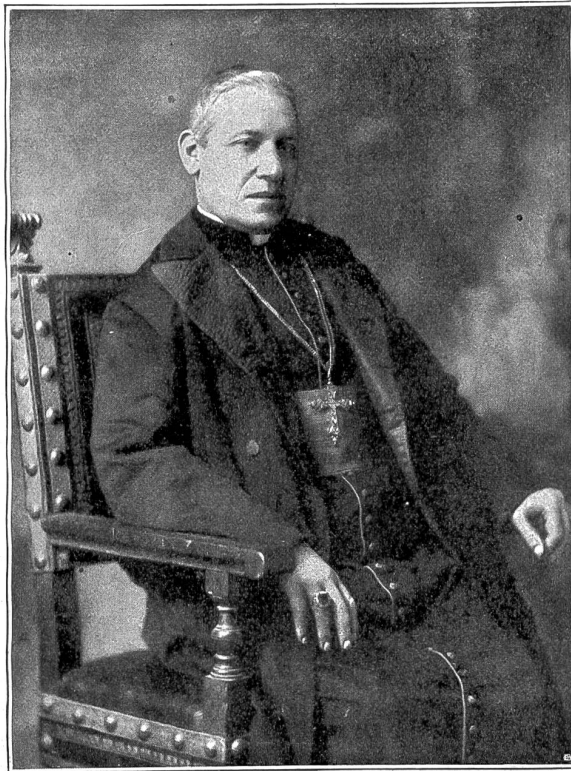
Studien im Collegio Capranico und auf der Jesuitenschule des Collegio Romano und erregte hier bereits durch seine innige Hingabe an die römische Kirche und durch seinen scharfen Geist die Aufmerksamkeit seiner Lehrer. Die glänzenden Talente und nicht zum wenigsten die vornehme Abkunft und Protektion sicherten dem jungen Geistlichen eine vorzügliche Laufbahn in

der Hierarchie. Schon 1869 wurde er von Pius IX. als Hilfsarbeiter ins Sekretariat für kirchliche Angelegenheiten berufen. 1875 wurde er als Auditor der Nuntiatur in Madrid überwiesen, aber bereits zwei Jahre später zum Prälaten ernannt und nach Rom zurückberufen, wo er als Sekretär der Propaganda die orientalischen Riten zu bearbeiten hatte. 1880 wurde er von Leo XIII. mit dem Amt eines Sekretärs für die außerordentlichen geistlichen Angelegenheiten betraut, sodas er bereits an den wichtigsten Fragen der vatikanischen Politik mitarbeitete. Sein diplomatisches Geschick konnte er zur vollen Geltung bringen, als er 1882 Erzbischof von Heraklea in partibus infidelium und Nuntius in Madrid geworden war. Mit glänzendem diplomatischem Talent gelang es ihm damals, im Jahre 1885 den deutsch-spanischen Streifall um die Karolinen dem Schiedspruch des Papstes zu unterbreiten und friedlich beizulegen. Im März des Jahres 1887 empfing er den Kardinalspurpur, und zwei Monate später wurde er als Kardinalstaatssekretär an die Spitze der vatikanischen Diplomatie berufen. In diesem Amte war seine Politik im ersten Jahrzehnt vor allem auf Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papsttums gerichtet, die er mit Hilfe Frankreichs durchzusetzen hoffte, weshalb er auch die französische Nation in außerordentlicher Weise begünstigte. Als nach dem am 20. Juli 1903 erfolgten Tode Leos XIII. das

Konklave zusammengetreten war, hatte Kardinal Rampolla in den beiden ersten Wahlgängen die meisten Stimmen auf sich vereinigt. Aber diese durch stark persönliche Politik vorbereitete Konklavekandidatur scheiterte an dem Widerspruch Oesterreichs, das mit seinem Veto die stolzen Pläne des Kardinals durchkreuzte und verhinderte, das Rampolla den päpstlichen Thron einnahm. Die Kardinale zogen es vor, den älteren und weniger bekannten schlichten Venezianer Sarco zu wählen. Seit diesem Mißerfolg zog sich Rampolla in das schlichte Haus des Erzpriesters von St. Peter zurück, wo er sich in der Einsamkeit wissenschaftlichen Arbeiten widmete, bis er 1909 zum Sekretär der Konsistorialkongregation berufen wurde. Wiederholt suchte der verstorbene Kardinal Einsiedeln auf, um dort Erholung von seinem innern Leiden zu suchen. Als Papabile kommt nunmehr in erster Linie Kardinal Ferrata in Betracht, der wie Rampolla als dreibundfeindlich und Franzosenfreund gilt.

Napoleon I. und die Mona Lisa. Der Anstreicher Leonardo Perugia, der vor zwei Jahren aus dem Pariser Louvre die jetzt in Florenz wiedergefundene Mona Lisa stahl, behauptete bekanntlich nach seiner Verhaftung den Behörden gegenüber, er habe das kostbare Bildwerk nur deshalb genommen, weil er sein Vaterland an dem Bilderräuber rächen wollte. Niemand glaubt dem Dieb diese faule Ausrede; aber sie hat wenigstens das eine Gute, das sie auf die Frage hinlenkt, wie es sich eigentlich mit diesen Kunstraubzügen des großen Korfen verhielt. Napoleon achtete die italienische Malerei sehr hoch, jedoch schien er einen reinen Kunstgenuss nur dann zu finden, wenn er die Werke der bedeutendsten Künstler in seinen Schlössern und den Museen von Paris bewundern konnte. Der ehrgeizige Patriotismus des Korfen, der in Frankreich eine neue und dankbare Heimat gefunden hatte, ertrug es nicht, das politisch untaugliche Land Italien solche Schätze an Kunstwerken der Malerei und der Bildhauerei belassen zu sehen. Diese Auffassung hat dazu beigetragen, das sich heute so viele Meister-

werke italienischer Kunst nicht etwa in Italien, sondern in dem kunsthungrigen Paris befinden. Im fünften Jahre der französischen Republik hatte Napoleon einen Vertrag erzwungen, der die Kunstschätze Roms der Willkür der Franzosen auslegte. Die unmittelbare Folge dieses Vertrages von Tolentino war, das in kurzen Zwischenräumen drei große Transporte von Rom abgingen, die die ewige Stadt ihrer wertvollsten Schätze beraubten. Jeder von diesen Zügen bestand aus einer Anzahl Ochsenwagen, welche die Reise nach Paris in einigen Monaten vollendeten. Ein Trost war es noch für das beraubte Land, das nach dem Sturze Napoleons die Bourbonen versprachen, die gestohlenen Werke zurückzugeben. Allein von 115 größern Gemälden kehrten nur 36 nach Italien zurück, die andern blieben in Paris, oder sie wurden nach jahrelangem Verschollensein in Kirchen, Museen und in den Trödlermagazinen Frankreichs entdeckt. In den Tagen der Wiedereinführung der Bourbonen in Frankreich sandte Kardinal Consalvi den berühmten Bildhauer Antonio Canova nach Paris, um die Rückgabe der Kunstwerke zu betreiben. Die Intrigen der französischen Beamten und die Unverschämtheiten des Pariser Pöbels erschwerten dem Italiener seine Aufgabe ungemein. Aber trotz allem hatte die Mission Erfolg. Als Pius VII. die zurückerhaltenen Schätze in der Galerie des Vatikans besichtigte, brach er vor der „Berklärung“ von Raffael in lautes Schluchzen aus, ernannte den Gesandten zum Marchese und setzte ihm einen Jahresgehalt von 3000 Scudi aus, die zu einer Stiftung für junge Künstler verwendet wurden.



Kardinal Rampolla.

Shadletons zweite Südpolarfahrt. Sir Ernest Shackleton kündigt eine neue Expedition nach der Südpolregion an. Finanziert wird die Expedition von einem Freund des Forschers, dessen Name nicht genannt wird. Shackleton beabsichtigt, quer durch den antarktischen Kontinent von See zu See über den Südpol zu marschieren. Zwei Schiffe werden ausgerüstet; der von Shackleton geführte Teil der Expedition wird von einem südamerikanischen Hafen, wahrscheinlich von Punta Arenas aus, im August dieses Jahres nach der Weddellsee abgehen und im Dezember in die Eisregion eintreten. Von der Eisgrenze schlägt die Expedition den Weg nach der Rosssee ein und passiert hierbei den Südpol. Die Länge dieser ganzen Reifestrecke beträgt 2700 Kilometer. Frank Wild, ein Mitglied der früheren Shackleton-Expedition und der Mawson-Expedition, übernimmt das Kommando über den zweiten Teil der Expedition. Die übrigen Mitglieder, wie Geologen, Biologen, Meteorologen, Tiefseeforscher, Geographen usw. sind bereits gewählt. Die Expedition wird offiziell „Imperial Transantartic Expedition“ heißen.

Verschiedenes.

Der gefilmte Vesuv. Nichts mehr ist für den modernen Mann mit dem orgelnden Kinematographenapparat unerreichbar; in der Meerestiefe macht er Aufnahmen, von der Flugmaschine aus turbelt er frisch drauf los, und nunmehr ist er auch in den brennenden Vesuv eingebrungen und hat eine neue Welt dort auf sein Filmband bekommen. Der durch seine kühnen Klettertouren im Hochgebirge bekannt gewordene Bergsteiger der britischen und kolonialen Kinematographen-

gesellschaft, Frederick Burlingham, begann mit drei Führern seinen Bestaufstieg am 21. Dezember ganz im geheimen, da man fürchtete, daß die italienischen Behörden sonst diese gewagte kinematographische Expedition verhindert haben würden. Die Schwierigkeiten, die sich den vier kühnen Kletterern in den Weg stellten, waren umso größer, da man die ganze kinematographische Ausrüstung, die nicht wenig umfangreich und schwer ist, mit in die Krater tiefen hinabtragen mußte. Als erster stieg Burlingham hinab, dann folgten die drei Italiener; gleich am Anfang mußten sie an steiler Kraterwand über zwanzig Minuten lang regungslos ausharren, da die aufsteigenden Rauchwolken und Gase eine Richtung nahmen, die den verwegenen Männern auf eine Zeit lang sowohl das Vordringen wie den Rückzug unmöglich machten. Das Taschentuch über das Gesicht gebunden, klammerten sie sich mühsam an der Felswand an, bis es endlich möglich wurde weiterzukommen. „Zwischen zwei Rauchmauern stiegen wir hinunter, und bald kamen wir in das Bereich jener heißen Dämpfe, die unaufhörlich auf den fumarolen aufsteigen.“ In einer Tiefe von 1000 Fuß unter dem obern Kratertrand stieß man auf die neue Krateröffnung, die sich im Juni vergangenen Jahres gebildet hatte. Von dem Platze aus, an dem die Männer nun standen, hörten sie unter sich deutlich das zischende Getöse der kochenden Lava; in aller Eile wurden die Apparate aufgestellt und ein 600 Meter-Film aufgenommen. „Obgleich wir kein Sonnenlicht hatten,“ berichtet Burlingham, „hatten wir ziemlich viel reflektiertes Licht. Wir arbeiteten so schnell, als wir konnten. Die glühende Lava unten strahlte eine so gewaltige Glut aus, daß ich in wenigen Sekunden von einer Bronchitis, an der ich seit einigen Tagen litt, wie durch Zauber geheilt wurde. Die chemischen Ausstrahlungen der Gase schwärzten das Metall unserer Apparate und hinderten die Atmung. Bisweilen glaubten wir zu ersticken. Jeden Augenblick mußten wir den Ausbruch einer Explosion befürchten. Einer der Führer wagte es, bis zum Rande der Kraterhöhlung vorzukriechen. Nach einer angestrengten Arbeit von zwanzig Minuten traten wir wieder den Aufstieg an. Die größte Gefahr war die lockere Beschaffenheit des vulkanischen Gesteins; die kleinste Erschütterung konnte hier Tausende von Tonnen Gestein zum Absturz bringen. Die ganze Zeit hindurch erschütterte ein ewiger dumpfer, rollender Donner die Luft. Es klang wie ein mächtiger Hochofen. Ich habe alle Gefühle und Sensationen, die das Hochgebirge dem Bergsteiger gewährt, kennen gelernt, aber dies war etwas nie Erlebtes.



Das neue deutsche Gesandtschaftsgebäude in Bern. Phot. Illustr. Agentur, Solothurn.

Auf die glühende Lava hinabzublicken und das donnernde Zischen zu hören, das war etwas Einzigartiges und Neues, und ich wundere mich, daß abenteuerlustige Alpinisten nicht schon früher auf den Einfall gekommen sind, diesen Kraterabstieg zu wagen.“ Die Expedition währte im ganzen vier Stunden.

Leonardo, der Maler und Techniker. Jetzt in den Tagen, da die Pariser ihre Mona Lisa wieder zurückgewonnen haben, ist der Künstler Leonardo in aller Mund. Als er sich im Jahr 1481 Lodovico Sforza zu empfehlen suchte, nannte er sich nicht in erster Linie Künstler, sondern betonte fast noch mehr seine technischen Leistungen. Wie sein technisches Genie sich fast auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit erprobt und Lösungen gefunden hat, die seiner Zeit weit voraussetzten, das hat die genaue Durchforschung seiner vielen, weitverstreuten Manuskripte immer deutlicher gezeigt. An der Hand eines neuen, in der „Straßburger Post“ besprochenen Buches von Franz Feldhaus gibt Val. Scherer in der Internationalen Monatschrift für Kunst, Wissenschaft und Technik eine Uebersicht über Leonardos Erfindungen, die seine erstaunliche Vielseitigkeit in ein helles Licht rücken. Bekannt sind seine kühnen Kanalprojekte, durch die er alle Städte Toskanas untereinander und mit dem Meer verbinden wollte. Baggermaschinen, ein Erdbohrer und eine Bohrmaschine für Baumstämme sind auf noch heute wirksamen Grundfäßen aufgebaut. Leonardo

konstruierte ein mechanisches Geigenklavier, wie es hundert Jahre später in Nürnberg als neue Erfindung aufkam. Mit einem mechanischen Münzapparat wollte er die sichere Prägung von Geldstücken ermöglichen, mit einer Maschine 480,000 Nadeln täglich herstellen und damit jährlich 60,000 Dufaten gewinnen. Er benutzte als erster Linsen für ein Fernrohr zur Betrachtung des Mondes und hängte einen Kompaß in einem Ringgehäuse auf; er verstärkte mit einem Hörrohr das Vernehmen von Geräuschen, sprach von Schwimmgürteln und einer Taucherweste, benutzte das Wasser zur Verstärkung des Lichtstrahls, wie es bei Schusterlampen geschieht, und hatte damit vielleicht schon den Lampenzylinder entdeckt, der erst im achtzehnten Jahrhundert bekannt geworden ist. Vielerlei Versuche machte er mit Schraubengewinden, mit Zahnrädern, und er wollte sogar Schiffe mit Schaufelrädern vorwärtsbewegen; auch die Wasser- und Luftschraube hat er zuerst gefannt. Er benutzte den Pendel, machte Kreisstudien, erfand vor den Holländern die Windmühle mit drehbarem



Das neue italienische Gesandtschaftsgebäude in Bern. Phot. Illustr. Agentur, Solothurn.

Dach und feststehendem Haus, kannte die Bandbremse, die Gelenkfette, Riemenspanvorrichtung und Drahtseile, die alle erst viel später in die Praxis kamen. Er erfand ferner einen Apparat zur Messung von Dampfmenge und hob mit einer atmosphärischen Feuermaschine mit Zylinder, Kolben und Ventil große Lasten. Auch für die Kriegstechnik hat er Bahnbrechendes geleistet als Festungsbaumeister und Erfinder des Gewehrs mit Feuerstein und des durch eine Feder getriebenen Radschlusses. Er verband 72 Röhren miteinander zu einem neuen Feldgeschütz, der „Totenorgel“, benutzte auch den Wasserdampf zum Schleiern von Geschossen und ließ vier große Armbrüste durch ein von zehn Menschen bewegtes Tretrad spannen; sog. Rebhuhngeschosse zerstreuten ihre Kugeln am Aufschlagsorte nach allen Seiten. Bekannt sind Leonardos Versuche, auf Grund seiner Beobachtungen des Vogelflugs eine Flugmaschine zu konstruieren. Er kannte die Grundsätze des Luftwiderstandes, die Gefährlichkeit der Wirbelströmungen in der Luft und suchte nach Vorsichtsmaßnahmen gegen das dem Flugzeug so gefährliche Umstürzen in der Luft. Im Geist sah er bereits seinen fähigen Vogel zum Staunen aller durch die Lüfte gleiten — ein Traum, der sich wie so viele andere des genialen Technikers erst nach langen Jahren erfüllen sollte.

Ueber das Aussterben der Schwalben und Störche. „Die Störche und Schwalben sterben aus!“ verkündet betrübt die Fachzeitschrift „Der Weidmann“ in einer ihrer letzten Nummern. Auch im vergangenen Frühjahr sind wieder zahlreiche Schwalbenbruten verlassen worden und die Jungen tatsächlich verhungert.

Selbst die wenigen alten Schwalben, die noch bei uns auszuhalten versuchen, leiden Mangel, seitdem die Entwässerung einen so hohen Grad erreicht und die Bodentrockenheit zugenommen hat. In den Ortschaften mit unterirdischen Wasserleitungen, ausgetrockneten Teichen und verdeckten Dungstätten fehlen die Schwalben längt. Dagegen sind sie häufig über Sumpf- und Seegegenden, wo die Ernährung besser ausfällt, anzutreffen. Je weiter der Herbst vorrückt, desto auffälliger wurden sie hier; sie schwärmten sogar zu Hunderttausenden. Natürlich waren die hiesigen Schwalben vermehrt durch den Zuzug aus dem Norden. Dann aber, als schon die meisten weiter gewandert waren, erschienen überall über den Teichen, an Dunghaufen und in den warmen Häuserdecken kleine Trupps, die sich durch den Oktober hindurch hier hielten, um schließlich vollständig aufgerieben zu werden. Ermattet, verkümmert fallen sie zu Boden oder ins Wasser und gehen ein. Es sind verspätet ausgebrütete Junge, die sich noch nicht derart entwickelt ausweisen, daß sie die weite Reise mitmachen können. Aber auch auf der Reise gehen viele an Entkräftung ein. Aus ähnlichen Gründen ist das Zurückgehen der Störche erklärlich. Durch das Verschwinden der Sümpfe und Wasserstellen ist es auch mit ihrer Ernährung sehr kümmerlich bestellt. Mehr und mehr meiden sie die Vertiefungen, die sie früher oft zu Duzenden bewohnten; leere und verfallene Storchester findet man noch häufig, brütende Störche aber seltener. In zäher Anhänglichkeit an die alte Heimat hielten sie zunächst noch

aus und stellten die Nester ab, aber diese Umgewöhnung gereichte ihnen nach keiner Hinsicht zum dauernden Vorteil; sie vergriffen sich in der Not an Vogelnestern, Junghäfen, sodaß der Jäger auf sie fahndete. Mit dem höher kommenden Kornverbot sich dann die Versorgung mit dem von selbst. Nach einem zweiten Schritt taten sie, sie gingen auf den Bettel, wurden zu „Strichvögeln“. Trotzdem gingen sie von Jahr zu Jahr immer mehr zurück, namentlich seit der anhaltenden Bodentrockenheit, die wir seit 1911 verzeichnen. Es steht tatsächlich so, daß sie ihre Jungen nicht mehr ernähren und großziehen können, und viele Fälle sind verbürgt, in denen sie das Brutgeschäft aufgaben und ihre Jungen töteten. Sie selbst zeigten sich abgemagert und entkräftet, sodaß wohl anzunehmen ist, daß die meisten nicht imstande waren, die Reise zu überleben. So scheinen diese beiden zum Schutz

des Hauses bestimmten Vogelarten dem Lose verfallen, das Opfer der Kultur zu werden, die ihnen die Existenzbedingungen nimmt.

Zu unsern Bildern. Die erste Seite der heutigen „Illustrierten Rundschau“ schmückt das Bild unseres bekanntesten schweizerischen Piloten Oscar Bider. Wir stellen damit unsern Lesern keinen Unbekannten vor; denn dreimal hatten wir im abgelaufenen Jahr Gelegenheit, in Bild und Wort auf sensationelle Flüge des aus dem Baseltal stammenden Aviatikers hinzuweisen: Ende Mai 1913 bei Anlaß seines ersten Fluges über die Berner Alpen (Band XVII, S. 260/61), Ende Juli 1913 bei Anlaß seiner grandiosen Zwangung der Jungfrau, da er in weniger als fünf Stunden von Bern nach Mailand flog (gleicher Band, S. 361 und 363) und Ende September 1913, da Oscar Bider's Militärpilot bei den Herbstmanövern seiner Dienstpflicht genügte. Möge dem jetzt im 23. Altersjahr stehenden Mann, der berufen ist, beim Ausbau der schweizerischen Militäraviatik tatkräftig mitzuwirken, das Schicksal so vieler Aviatiker erspart bleiben.

Auf der vorletzten Seite unseres Blattes bringen wir die beiden Neubauten im Bilde, die sich die deutsche und die

italienische Gesandtschaft in Bern vor kurzem errichtet haben, und auf der letzten Seite endlich die einzig existierende Photographie des geheimnisvollen „lebenden Buddha“ von Guatake in China. Dieses Götzenbild im Tempel des abseits von jedem Verkehr gelegenen Dertchens Guatake ist kein Gebilde von Menschenhand, sondern der Leichnam eines fanatischen Buddhismushülers, der sich selbst dem Hungertode geweiht hat, sich in jenem Tempel einschloß und weder Speise noch Trank zu sich nahm, bis er buchstäblich verhungerte. Nach seinem Tode setzte man den Leichnam in eine Schranznische des Tempels, wo man ihn fortan als Gottheit anbetete. Der Körper soll sich ohne jede Einbalsamierung jahrhundertlang in seiner jetzigen Form erhalten haben; er dürfte indes von den Priestern heimlich präpariert worden sein. Jedenfalls wird der Ort von der fanatischen Menge streng bewacht und ist bisher nur von wenigen Europäern betreten worden. Die Aufnahme war nur mit größter Vorsicht und nach Bestechung eines Priesters bei Nacht mit Blizlicht möglich.



Der Buddha von Guatake (China). Phot. Dr. Lau, Cop. L. P. B.